

Der Schweizer im Spiegel Bernahrd Shaws

Autor(en): **Lang, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **22 (1919-1920)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

von der Starrheit des kantischen Idealismus los, ohne doch der Seichtheit des reinen Positivismus zu verfallen, der die ganze Problematik des begrifflichen Denkens überhaupt nicht erfasst. Das ist ein erstes, aber bei weitem nicht das einzige Ergebnis dieser neuen Lehre.

Die zuvor erwähnte Zeitschrift, die *Annalen der Philosophie*, ist aus dem Bedürfnis Vieler heraus entstanden, sich mit den grundlegenden Lehren der Als-Ob-Betrachtung eingehender auseinanderzusetzen. Man soll sich durch den Namen „Zeitschrift“ nicht irreleiten lassen; tatsächlich stellt der erste Band der *Annalen* ein Werk von 680 Seiten dar und enthält lauter ernste, prinzipielle Abhandlungen, abgesehen von einigen Bücherbesprechungen.

Beim Durchblättern dieser Publikation gewinnt man erst ein eigentliches Bild von der großen Bedeutung dieser neuen philosophisch-erkenntnistheoretischen Grundlehre für unsere ganze Wissenschaft und Lebensanschauung im weiteren Sinne; an Hand dieser Lektüre wird einem erst klarer, in welcher durchgreifender Weise Vaihingers Lehre unsere ganzen Denkgewohnheiten zu beeinflussen und zu befruchten imstande ist. Der Band enthält eine ganze Reihe interessanter und gehaltvoller Aufsätze, zum Teil aus der Feder bekannter und bewährter Männer. Genannt seien nur etwa die Namen des Theologen Heinrich Scholz, des Juristen Hans Kelsen, des Philosophen Arnold Kowolewski; ferner Richard Müller-Freienfels, Karl Gjellerup usw. Aus der Aufsatzlese dieses Sammelbandes geht besonders hervor, wie viele und verschiedenartige wissenschaftliche Kreise sich schon veranlasst gesehen haben, sich eingehender mit der „Als-ob-Philosophie“ zu befassen. Abgesehen von eigentlichen Philosophen ergreifen Ethiker und Ästhetiker, Theologen und Juristen, Mathematiker und Naturwissenschaftler, sogar ein Mediziner das Wort. Es sei speziell noch auf einen ablehnenden Aufsatz hingewiesen, der einen Vertreter der antagonistischen „Marburger Schule“, Jörg-Jørgenson, zum Verfasser hat.

Mit diesen summarischen Ausführungen kann selbstverständlich nur ein ganz oberflächliches Bild vom Wesen und von der Tragweite dieser neuen philosophischen Richtung gegeben werden. Besonders war es uns auch nicht möglich, gebührend auf die Reichhaltigkeit dieser hochehrwürdigen neuen philosophischen Zeitschrift hinzuweisen, die berufen sein könnte, in weiten Kreisen das Interesse für philosophische Fragen zu neuer Entfaltung zu bringen.

BERN

HANS HONEGGER



DER SCHWEIZER IM SPIEGEL BERNARD SHAWS.

Es ist nichts so lehrreich, als, nachdem man sich selbst eine Weile von allen Seiten her betrachtet und innerlich geprüft hat, sich von einem aufmerksamen Beobachter klar und ohne Umschweife auseinandersetzen zu lassen, wie man eigentlich auf *ihn* wirke, so durch Vertauschen der Standpunkte das Mittel ziehend.

Dies gilt für ein Individuum wie für ein Volk.

Nachdem drum an dieser Stelle schon öfters das Schweizertum von innen beleuchtet worden ist, scheint es mir angebracht, der Abwechslung halber für einmal auf einen ausländischen Spiegel hinzuweisen, auf einen Beobachter unseres Wesens, der an durchdringender Psychologie, an scharfer Pointierung und kluger Gesinnung reich bemessen ist: auf Bernard Shaw.

In einer seiner Komödien, *Arms and the men*, die sich sowohl in der deutschen Übersetzung: *Helden*, als in der französischen: *Le soldat de chocolat* in Zürich und Genf in den letzten Jahren großen Erfolges erfreute — wozu freilich die Zeit, der die Diskussion des Heldentums nahe lag, das Ihrige beitrug — findet sich ein Schweizer, Hauptmann Bluntschli geheißen. In ihm scheint mir Shaw *den* Schweizer zu sehen.

Den Triumph des modernen rationalistischen Heldentums über das romantisch-idealistische — das scheint die Handlung, die uns in den serbisch-bulgarischen Krieg des Jahres 1885 versetzt, zunächst ausführen zu wollen. Der tollkühne Major Saranoff wird so gut wie der unfähige Major Petkoff von dem nüchternen, sachlichen Bluntschli in allen militärischen Dingen mattgesetzt. Ohne den Schweizer, der eben den Dienst der besiegten Serben verlassen hat, wäre es den bulgarischen Siegern nicht einmal möglich, ihre Regimenter nach Philippopol zu bringen. Der Praktiker triumphiert und verwischt vermittelt klar abgefasster Marschordres den ungünstigen Eindruck, den er, halb verhungert, verfolgt, übermüdet, im ersten Akt auf die Majorstochter Raina gemacht hat — damals, als er erklärte, man erkenne den Berufssoldaten daran, dass er seine Taschen, statt mit Munition, die doch nichts nütze, mit Chokolade vollpfropfe. Ja, dieser Bluntschli antwortet sogar auf das bittere Wort der für Edelmut und Heldentum schwärmenden Raina: „Sie haben einen niedrigen Ladenschwengelsinn, Sie denken an Dinge, die einem Ehrenmann niemals einfallen könnten“, phlegmatisch: „Das ist der Schweizer Nationalcharakter.“ Aber — merkwürdig — dieser selbe Bluntschli bekennt im letzten Akt plötzlich, er sei ein Mann, der alle seine Lebensaussichten einer „unverbesserlichen romantischen Veranlagung“ geopfert habe. Schon als Knabe sei er zweimal von zu Hause durchgebrannt, sei statt in seines Hoteliervaters Geschäft zu gehen, Berufssoldat geworden, sei auf seiner Flucht vor den Bulgaren auf den Balkon geklettert „statt sich wie ein vernünftiger Mensch in den erstbesten Keller zu verstecken“. „Ich kam hieher zurückgeschlichen, um dieses junge Mädchen noch einmal zu sehen, wo jeder andere Mann in meinen Jahren (er ist vierunddreißig) den Rock einfach zurückgeschickt hätte . . .“

Hier haben wir einen der janusartigen Menschen Shaws! Das ist es ja, was dessen Personen so echt, so lebenswahr macht: Dass sie fast alle zweischichtig sind. Keine Teufel oder Engel, sondern Teufel *und* Engel in schöner Mischung. Bald Teufel und bald Engel; wobei der hellsichtige Satiriker schmunzelt, wenn der Engel sich mit Händen und Füßen sträubt, seinen angewachsenen Teufelsbruder als daseiend anzuerkennen.

Bluntschli, der Vertreter des rationalistischen Heldentums, des Heldentums von anno vierzehn, das auf gänzlicher Abwesenheit irgendwelcher sentimentalen Anwandlungen beruht, das einen klaren Technikerkopf und einen durch keinerlei Skrupeln behinderten Vernichtungswillen voraussetzt, immer aber bewusst ist, dass auch der Krieg die Kunst des Möglichen ist, es somit rein keinen Wert hat, sich töten zu lassen, solange der strategische Rückzug möglich bleibt — dieser Bluntschli ist zwar, wenn wir nur den

Unterbau des Stückes, der von den militärischen Ereignissen handelt, betrachten, Held und Sieger des Stückes. Shaw scheint mit ihm zu demonstrieren: Seht, das ist der wahre Soldat von heute! Nicht jene Tröpfe, die Kavallerieregimenter blindlings einem gutgenährten Frontfeuer entgegenjagen. Dies ist der Krieger. Jene sind Dilettanten. Der Soldat organisiert die Verpflegung, der Operettenheld spricht von Ehre.

Wenden wir uns aber dem Oberbau der mit der kriegerischen Handlung verquickten Liebesintrigue zu, so eröffnet sich uns ein entgegengesetzter Verlauf.

Bluntschli, der anscheinend aus lauter Nüchternheit bestehende Schweizer, verlobt sich, nachdem er den ganzen Abend als Hohepriester des gesunden Menschenverstandes vor unsern Augen auf der Bühne herumgewandelt ist, zum Ende aller Dinge „seiner unverbesserlichen romantischen Charakteranlage wegen“ mit dem bulgarischen Backfisch, der zu seiner künftigen Hotelier-tätigkeit — ein Telegramm kündete eben den Tod seines Vaters und die Erbschaft von sechs Hotels an — passt wie eine Faust aufs Auge.

Die edle Raina und der ihr ehemals verlobte Major, die Romantiker des ersten Aktes, haben indessen längst den Flitter der großen Phrasen abgeworfen, sich bekannt, dass sie Schauspieler sind und sich in einem behaglichen Zynismus gefunden.

Die bulgarische Romantik war Draperie — Saranoff findet frühzeitig die „idealen Forderungen der wahren Liebe“ eine ermüdende Sache — die abgeworfen wird, sobald sie keinen praktischen Erfolg mehr zeitigt.

Die schweizerische Romantik machte sich relativ selten bemerkbar, — aber in für ihren Träger wichtigen Angelegenheiten: Bei der Berufswahl und der Heirat.

Mir dünkt, Shaw hat da in tiefblitzender Weise auf das Verhältnis zwischen Rationalem und Irrationalem in Menschen und Völkern hingewiesen. Mahnt: lasst euch nicht durch den Schein trügen! Stille Wasser sind tief, Hunde, die bellen, beißen nicht, und was dergleichen Redensarten sind, die alle das Gleiche besagen: In jedem ist von Beidem.

Von Menschen und Menschenmassen = Völkern gilt das Gleiche.

Shaw hat recht, unter der Hülle der berühmten schweizerischen Gefühlstrockenheit und Geschäftstüchtigkeit eine außerordentlich starke romantische Anlage zu sehen. Freilich ist die Hülle dicht. Umso elementarer der Durchbruch. Ein krasses Beispiel: Der Berner Offizier Karl Alfred von Rodt pachtet im Alter von etwa fünfunddreißig Jahren die Robinson-Insel Juan Fernandez und verbringt dort als Gouverneur einiger Hütten den Rest seiner Tage. Weniger auffällig ist es, wenn die Romantik sich in das Kleid des bei uns so beliebten historischen Studiums flüchtet, immer wieder den Eidgenossen aus der Alltagsschaltheit in Festspiele und Umzüge treibt, ihn Theaterspielen heißt, ihn bewegt, die Reihen der Fremdenlegion zu füllen, peitscht, peitscht, dass er in die Weite gehe, in ferne, fremde Länder und hinauf, hinauf in die Berge.

All das trotz seiner Nüchternheit und seinem praktischen Sinn.

Zwar bildeten sich manche ein, im neunzehnten Jahrhundert sei die romantische Unterströmung des Schweizertums verschwunden. Nur mehr Hotelier oder Mechaniker sei man in der Eidgenossenschaft.

Ein Fremder, ein Ire, in dessen Seele auch das Rationale und das Irrationale beständig im Zweikampf sich bewegen, zeigt uns an einem Bei-

spiel, wie sehr sich bei uns unter der Hülle des Bonsensisme eine „unverbesserliche romantische Charakteranlage“ verbirgt. Wie selbst im Hotelier der Reisläufer, der „tolle Schweizer“ steckt.

Man meinte, das Reisläufertum sei einzig eine Frage der ökonomischen Verhältnisse gewesen. O die neunmalweisen Toren! Nie hat der Schweizer aufgehört, Reisläufer zu sein. Nur das Gewand hat er vertauscht. Und der Drang, der einst die Harstbuben in die lombardische Ebene trieb, heut jagt er Lehrerinnen rund um die Erde, wie jene Lina Bögli, die aus dem sonst stabilsten Berufe ein Mittel machte, eins nach dem andern der fernsten Länder zu sehen — ihrer unverbesserlichen romantischen Anlage wegen.

Mag sein, dass, weil der Krieg die Schweiz nicht tief genug zu erschüttern vermochte, offiziell die *ratio* bei uns noch triumphiert — in der Politik, der Kunst und Literatur.

Aber die romantischen, unterschwelligten Kräfte, lange im Bann gehalten, übervernünftelt und überklügelt, sie regen sich gärend. In der Jugend bereitet sich ein Ausbruch vor. Da dämmern ferne Ziele. Krampfge Sehnüchte drücken sich bei Malern aus. Apokalyptischer Glaube füllt junger Politiker Hirn. Je mehr die Pforten ins Ausland verschlossen sind, desto stärker füllen die romantischen Gewölke das innere Getriebe. Die Kraft des Sehns, Hoffens und Glaubens strömt in das politische Gewerk.

Noch ist Bluntschli, der nüchterne Pferdehändler und Verwaltungs-offizier für den, der das äußere Gesicht der Schweiz betrachtet, der führende und geltende Typus. Aber mir scheint Bluntschli, der unverbesserliche Romantiker, der sich mit der ganzen Kraft seiner Seele in eine Sache stürzt, trotzdem er weiß, dass sie weder ratsamlich noch rentabel ist, mir scheint *der* Bluntschli tauche mehr und mehr auf aus dem Meere der Vielzuvielen.

Es wäre nicht zu verwundern, wenn er etwa in kommenden Stürmen der Welt ein anderes Gesicht des Schweizers als sie gewohnt ist, heute zu sehen, enthüllen würde.

Eines, das neu und dennoch alt ist.

Eines, das sie lieben wird so wie sie das gegenwärtige heimlich missachtet.

Auch die Charaktere der Völker können sich ändern. Das ist zur Stunde ein Trost, wenn auch vielleicht der einzige.

ZÜRICH

PAUL LANG



FREUDE

Kindern für's Leben jenes Nötige beizubringen, das sie als nötig erst im späteren Leben begreifen, als Kinder aber noch nicht, das ist eine Kunst, die sich nicht erschöpfen darf im bloßen Hantieren mit diesen „Das darfst du“, „Das musst du“, „Das darfst du nicht“, ja, die ganz geradezu am besten gedeiht, wenn sie sich solcher pädagogischen Panazeen ganz und gar entschlügt. Da ist mir schon immer noch unvergleichlich lieber die Praktik: „Das braucht mein Kind zwar nie, aber es macht ihm Freude.“ Denn nur etwas gibt es, was der Mensch wirklich „braucht“, für dies sein einziges unwiederkehrendes Leben; nur Eines ist ihm nötig zu allen Stunden und auf allen Wegen, dem Erwachsenen ebenso wie dem Kinde: Freude und nichts als Freude. Mit Dingen aber, die einem erst im späteren Leben